2.

Vier Zeitfragen.

Beantwortet

in einer Verſammlung

des

Mannheimer Montag-Vereins

von

Luiſe Dittmar,

Verfaſſerin von: Leſſing und Feuerbach; der Menſch und ſein Gott; Skizzen und Briefe; Bekannte Geheimniſſe ꝛc. ꝛc.

Herausgegeben

auf den Wunſch vieler Mitglieder des Vereins.

Preis: 9 kr.

Offenbach a/M.

Verlags-Buchhandlung von **Guſtav André.**

1847.

Vorwort.*)

Auf dem Titel dieser kleinen Broschüre bekenne ich mich zum Erstenmal als Verfasserin mehrerer Schriften,**) die ich bisher als mir gehörig streng verschwiegen habe. Auch jetzt noch möchte ich sie lieber verleugnen, da ich selbst sie für unreife Produkzionen halte. Man gewahrt die unsichere Führung eines schwer beladnen Schiffes,

*) Dieses Vorwort wurde nicht im Verein vorgetragen.

**) Durch mancherlei Verhältnisse verursacht, wurden diese Schriften, „Lessing und Feuerbach“ mehr als ein Jahr später gedruckt als geschrieben; sowie die Satyre: „Bekannte Geheimnisse“ nur für einen kleineren Kreis bestimmt und zur Zeit des deutschen Michels entstanden, erst mehrere Jahre nachher als Juste milieu dem Druck übergeben wurde.

das ich als Frau, faſt möchte ich ſagen, ohne Kompaß regierte, nur dem innern Drang folgend, der ſtets mit vollen Segeln auf dem unendlichen Meere der Empfindung dahin ſteuerte. Nur das Ziel war mir bekannt, wenn auch unnennbar, doch ich mußte es erreichen oder untergehn. Dieſes Ziel war die Befreiung von einem Druck, den ich gleich einer gigantiſchen Laſt auf die Menſchheit herabgewälzt ſah.

Es würde zu weitläufig und zu unintereſſant ſein, den Entwickelungsgang zu bezeichnen, welcher mich von kindiſchen, literariſchen Spielereien der frühſten Jugend bis zu dem Entſchluß brachte, vor einer ſo zahlreichen Verſammlung durch das lebendige Wort zu wirken; der mich von einer ſteten Sorge für häusliche Bemühungen, welchen ich — ich glaube dies ſagen zu müſſen — oft mit wahrhaft ſtoiſchem Pflichtgefühl oblag — zu einer Bahn hindrängte, die man gewöhnlich und oft nicht mit Unrecht als eine der Häuslichkeit feindliche, ſogar als eine der weiblichen Beſtimmung ungangemeſſne, bezeichnet.

„Seltſam iſt Propheteulied, doppelt ſeltſam was geſchieht“.

Doch hatte ich von jeher eine, wenn auch dunkle Ahnung, daß in mir ein Gedanke ſich durcharbeite, welcher nur durch meine Eigenthümlichkeit zur Anſchauung gebracht werden könne. Dieſe Ahnung iſt zur Gewißheit in mir geworden. Unaufhaltſam treibt ſie mich nun

meinem Ziele entgegen, deſſen Erfüllung alle Schätze der Erde für mich verdunkeln. Ich ergreife was mich hierbei fördern kann, ſo ergriff ich die ſoziale, ſo die religiöſe Bewegung. Bei der letztern betrat ich ein mir durchaus fremdes Bereich, das mir früher mehr als gleichgültig, ſogar aus guten Gründen zuwider war, weshalb ich auch Anfangs nur negativ dabei verfuhr. Wenn ich unumwunden ſage: ich bin nicht religiös, ſo ſage ich damit nur, ich bin nicht das, ja ich haſſe das, was man gewöhnlich darunter begreift; meine Natur beſteht in Widerſtand gegen das Unrecht, nicht in frommer Duldung des ſcheinbar Unvermeidlichen. Und ich glaube nur die Verkennung des wahrhaft Religiöſen, deſſen was allen reformatoriſchen Beſtrebungen zu Grunde lag, faßt die geiſtige Unabhängigkeit als irreligiös auf, während doch jede Entwicklung des religiöſen Gedankens gar nichts anders als die Freiheit des Geiſtes, die ewige Entfaltung der Menſchheit durch die Befreiung von geiſtigen Schranken, zur Anſchauung gebracht hat. Darin liegt, wenigſtens für mich der einzige, aber auch der höchſte Werth der Religion; darin liegt die Garantie einer beſſern Zukunft.

Dieſe geiſtige Unabhängigkeit vollkommen zu begreifen, den Geiſt ohne alle Schranken und zugleich die Vernunft als einzige aber unerläßliche Führerin zu erkennen, fällt der Mehrzahl

sehr schwer, und doch ist gerade dies eine der ersten Aufgaben unsrer Zeit. Es fehlt ihr noch so sehr an jenem kernhaften Wesen, an jenem Urgranit der Empfindung, welcher uns allein in den Schachten des Geistes heimisch werden läßt. In so Wenigen lebt jene Urkraft, die mit der Keule des Herkules Felsen spaltet, die den Lauf der Flüsse ordnet und das Leben für den Menschen ebnet. Selbst ästhetische Geister sind nur allzuhäufig ohne Schwung und Kraft; sie wollen das Schöne, das Edle und Reine, aber ohne Kampf; sie sind gleich Blumen, welche die Atmosphäre mit leichtem Duft erfüllen, ohne zu erkennen, daß nur der erfrischende, nur der kräftig wehende Wald die Luft von verderblichen Dünsten zu reinigen vermag.

Was man von solchen besonders häufig der neuern Richtung, die wir unter diesem wehenden Wald begreifen, außer dem Mangel an Poesie vorwerfen hört, ist ein gewisses Schildaushängen der Gesinnung, welche letztere auch unläugbar noch mit sehr profanen Elementen gemischt ist. Allein man muß die Sache nicht mit ihren Repräsentanten verwechseln. Göthe glaube ich sagte, der Himmel möge ihn nur vor seinen Freunden bewahren, vor seinen Feinden wolle er sich schon selber schützen. Alles wird herabgezogen, aber das Große und Erhabne, das wir in den Bestrebungen der Gegenwart mit nie gefühlter Erhebung begrüßen, wird darum

nicht minder seine treuen und reinen Bekenner und Vertreter finden.

Meinem Gefühl nach muß der Gedanke unsrer Zeit besonders für Diejenigen erhebend sein, welchen er bis jetzt noch am entferntesten liegt. Das ganze weibliche Geschlecht muß sich in ihm zum Erstenmal erkennen und fühlen, aber es muß auch begreifen lernen, wie nur es selbst sich sein Recht erringen kann. Man verlangt zwar von der Frau, daß sie sich in keinen Kampf mische, allein abgesehn von allem Uebrigen was sich dagegen sagen ließe, glaube ich nicht nur einen Unterschied in der Art zu finden mit welcher man kämpft und mit welchen Waffen, es fragt sich hier auch für was man kämpft. Es ist ein Unterschied zwischen den leichtfertigen Prinzipien einer unreifen Schule und deren Aposteln und den ernsten Grundsätzen einer wahrhaftigen Richtung, welche gerade das Jenen Entgegengesetzte zu erreichen strebt, einer Richtung, die allen frivolen und halberfaßten Freiheitsideen entgegenzuwirken sucht. Es erfordert eine solche Aufgabe vielleicht mehr Entschiedenheit, mehr Selbstgefühl als man bei Frauen zu finden gewohnt ist, aber schwerlich mehr als Noth thut, um einen Gedanken in der Frau zu wecken, der allein fähig ist, sie den Verirrungen, der Mißachtung und Entwürdigung zu entreißen, welcher das Weib allein dadurch verfallen ist, daß es nie in seiner höhern Natur erkannt und deshalb von

jeher von der Gesellschaft mit Mißachtung und Schmach überhäuft wurde.

Nicht selten hört man dieser Behauptung von Frauen selbst den Einwand entgegensetzen, „daß sie gar nicht diese Entwürdigung und Herabsetzung ihres Geschlechtes wahrnähmen.“ Der ergreifendste Beweis wie wenig man, außer dem mangelnden Selbstgefühl, die Schmach Anderer empfindet, zumal wenn man selbst in leidlichem Zustande lebt! Diese egoistische Blindheit hatte nie Einfluß auf meine Lebensansicht; ich empfand mein ganzes Leben hindurch das schmerzlichste Mitgefühl für jedes Ungemach, auch des niedrigsten Weibes, ja mein Gefühl war so tief verletzt, daß ich gegen mich selbst, gegen mein eignes Geschlecht eine Verachtung empfand, die erst nach schweren Kämpfen, nach oftmaligem feierlichem Entschluß mich gegen jede Entwürdigung meines Geschlechtes aufzulehnen, die vieltausendjährige Schmach desselben zu rächen, einem bessern Verständniß wich; erst dieser Entschluß, erst diese Aufgabe vermochte weibliche, d. h. weiche und dem Leben mehr zugewandte Empfindungen in mir zu wecken. Lebten wir noch in unklar religiösen Zeiten, ich würde darin eine mir gewordne göttliche Offenbarung sehn, so sehe ich nur eine durch meine Eigenthümlichkeit bedingte Aufforderung, mich durch kein Hemmniß von der Bahn ablenken zu lassen, auf welche mich eine, der profanen Anschauung unbegreifliche Macht hindrängte und

welche ich doch naturgemäß und nothwendig betreten mußte.

Die mir im Verein gewordne, durchaus unerwartete Anerkennung überraschte und erfreute mich darum doppelt, doch muß ich auch hier die Sache von ihrem Repräsentanten unterscheiden. Der gedrängten Beantwortung dieser Fragen galt jener Beifall wohl weniger als dem Interesse für die Fragen selbst, so wie der ungewohnten Theilnahme einer Frau an denselben. Ungewiß über die Aufnahme, ungewisser noch über die erforderliche Selbstbeherrschung beim Vortrag, erhöhte die Einleitungsrede eines Vorstandsmitgliedes *) meine Stimmung und belebte meinen Muth durch die wahrhaft edle und mich in der tiefsten Seele ergreifende Auffassung meines Erscheinens. Auch er betrachtete es als ein günstiges Zeichen der Zeit und empfahl es in diesem Sinne der Versammlung zur rechten Würdigung. Bei einer solchen Vertretung und ich muß hinzufügen Erläuterung, wollte ich mit Zuversicht den schlimmsten Gegnern gegenüber treten, sogar mit der Hoffnung sie zu gewinnen. Ueberhaupt muß ich hier mit großer Anerkennung des ganzen Vereins erwähnen, dessen Strebsamkeit und Haltung,

---

*) Herr Karl Scholl.

insbeſondere ſeiner Vorſtandsmitglieder, *) ſowie deſſen ganze Organiſazion gewiß noch vielen andern zum Vorbild dienen wird.

---

*) Unter dieſen zeichnete ſich vorzüglich aus, Herr Guſtav von Struve, durch Rednertalent und Hingebung an die von ihm vertretne Richtung.

I.

Wie verhält sich die Erkenntniß der Gegenwart zu den Moralbegriffen der Vergangenheit?

So verschieden man sich auch von jeher das menschliche Glück dachte, so ist doch unleugbar, daß alle Moralisten es gewollt. Propheten und Philosophen: Moses und Jesus, Sokrates und Plato haben nichts andres gewollt als das Wohl oder das Glück der Menschheit.

Es ist seltsam zu sehn, wie die so verschiednen Moralsysteme sich im Grunde nur um Worte stritten und wie doch alle einen und denselben Zweck vor Augen hatten. Moses und die alten Propheten und Philosophen suchten das Glück durch den Staat zu begründen und ordneten daher das Wohl des Einzelnen dem Wohl der Gesammtheit unter. Sie machten die Tugend zum Zweck unseres Lebens. Jesus und die neueren Moralisten setzten den einzelnen Menschen über die Gesammtheit, oder auch außerhalb derselben, denn das wahre Glück sollte erst im Himmel, in einem Jenseits erreicht werden können. Sie gründeten das

Wohl der Menschheit auf die Liebe; diese Liebe bestand aber gleichfalls in der Tugend und zwar in der höchsten, in der Aufopferung Der Einzelne sollte sich um der Liebe willen dem Wohl der Gesammtheit weihen.

Alle Moralisten hatten Recht, aber auch nur Alle zusammen, denn einzeln brachten sie lauter einseitige Offenbarungen. Das Glück der Gesammtheit besteht in der harmonischen Vereinigung aller menschlichen Dinge, in der Uebereinstimmung und Befriedigung des Geistes und der Sinne und nur diese Uebereinstimmung macht es dem Einzelnen möglich auch seine Art von Glück in dieser Gesammtheit zu finden. Und wenn die Heiden und Juden den Nachdruck auf die Sinnenwelt legten und die Christen auf die geistige, so entzogen beide dem Menschen den Boden des Glücks.

Wenn nun die Vergangenheit, selbst unbewußt nur das Glück suchte, was wollen wir?

Sprechen wir es nunmehr laut und vernehmlich aus, wir fordern Glück; wir halten es für unser Recht und fordern es daher von der Gerechtigkeit; nicht von der Tugend, nicht von der Liebe, nicht vom Himmel; wir fordern es von uns selbst, Einer von dem Andern.

Die Theologen, mit wenig Ausnahmen, stimmen zwar noch immer nicht mit der gegenwärtigen Er-

kenntniß überein, welche das Glück auf die Gerechtigkeit bauen will; ſie huldigen, d. h. opfern nach wie vor der alten Religion, die es im Himmel ſucht.

Was iſt dieſer Himmel; wo iſt er?

Dieſer Himmel der Religion iſt das Gemüth, das ſich ſelbſt ſo unklare Gemüth. Das ganze Weſen dieſes Himmels läßt ſich in zwei Worte faſſen: es iſt die **Sehnſucht** nach Glück.

Wer wird die Allmacht des Gemüths verkennen, wer wird leugnen, daß das Gemüth über Alles erhebt, daß es unſer höchſter Genuß iſt, daß es allein uns zu beſeligen vermag. Aber wer wird auch verkennen, daß das Gemüth ohne Regulator, derjenige Trieb im Menſchen iſt, der ſtets ins blaue Nichts, in den Himmel hinaus fährt und daß dieſes Gemüth, aus dem die Liebe entſpringt, das Gemüth, das dem zögernden Gang der Entwicklung ſtets voraneilt, dennoch und gerade deshalb nicht der Führer des Menſchen, nicht der Ordner ſeines Lebens ſein kann. Darum iſt die Religion, als die Heimath des Gemüths, jenes Nebelreich, jene unbekannte und doch ſo reizende Zukunft, nach der wir ſtets hinſtreben, die wir aber nur mit Vorſicht und auf dem Wege der Erkenntniß, welche nur auf dem Gewiſſen, wie auf dem Boden wandelt, betreten ſollen. Religion ohne Philoſophie, ohne Erkenntniß, iſt das gefährlichſte Labyrinth, in welches ſich der menſchliche

Geiſt verirren kann. Dies beweiſt die ganze Vergangenheit.

Warum — fragt nun die Erkenntniß jene Moral der Vergangenheit — woher all das Unglück, warum dieſe mörderiſchen Kriege, dieſe blutigen Revoluzionen, dieſe vernichtende Selbſtſucht, dieſes Elend, trotz deiner Religion, trotz deiner hartnäckigen Moral, die ſo feſthält an der Tugend und auf ſie das Glück gründet, trotz deiner Liebe, die man ſo eifrig predigt und doch nirgends erblickt?

Darum, weil du den Menſchen nicht in ſeiner Verſchiedenheit erkannteſt, nicht als Doppelweſen gelten ließeſt; weil du Geiſt und Materie in ihm trennteſt, und entweder den Geiſt, oder die Materie übervortheilteſt. Weil du nicht wußteſt, daß Geiſt und Körper ſich gegenſeitig Bildner und Bildwerk ſind und nur auf dieſer gegenſeitigen Vergeiſtigung, d. h. auf gegenſeitiger Belebung der Genius der Menſchheit ſich frei erhebt. Deshalb war deine Tugend, deine Liebe, dein Gott nur ein weſenloſer Schatten, ein Nebelbild der Begeiſterung, aufgeſtiegen aus den Dünſten der Zwietracht und der Armſeligkeit des Lebens.

Und dieſer Bildner ſeiner ſelbſt, dieſes Doppelweſen fragt nunmehr mit heiligem Ernſte: Was iſt die erſte Forderung des Menſchen?

Die Liebe, die Tugend? — Nein, jener erſte, grobe

Buchſtabe im Alphabet des lebendigen Lebens: die Subſiſtenz, die Nahrung iſt es und nicht die Tugend, nicht die Liebe. Ein reißendes Ungeheuer iſt der hungernde Menſch, ein verheerendes Scheuſal, tauſendmal ärger als alle Thiere, und gerade deshalb, weil er Vernunft hat, weil er ſich berechtigt weiß, weil er ſeine Vernunft zu gebrauchen verſteht, die ihn tauſendmal ſicherer leitet als der Inſtinkt des Thieres; weil gerade ſeine Vernunft ſeinen Inſtinkt ausmacht und weil ihn dieſer auffordert, mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln: mit Gewalt und Liſt, mit Bosheit, Falſchheit und Heuchelei ſich ſein Recht zu erſtehlen, wenn er es nicht erwerben kann. — —

Hierin unterſcheidet ſich die Erkenntniß der Gegenwart von den Moralbegriffen der Vergangenheit. Sie will das Glück auf die Gerechtigkeit und nicht auf die Liebe oder die Tugend gründen; und ſie findet dieſe Gerechtigkeit nur darin, daß ſie allen Forderungen des Menſchen gerecht iſt und daß ſie die erſten nicht die letzten ſein läßt.

II.

Was ist die Ursache der Unfreiheit und Unsittlichkeit?

Ohne Selbstgefühl hat der Mensch noch nicht einmal die unterste Stufe der Menschlichkeit erklimmt. Ich nehme daher das Selbstgefühl für jeden Menschen, für jedes Geschlecht gleich sehr in Anspruch. Die Eigenthümlichkeit, ohne welche der Mensch und das ganze Leben reizlos ist, ohne welche es kein Glück, keine Fortentwicklung, keine Selbstoffenbarung des Geistes geben kann, diese Eigenthümlichkeit ruht allein auf dem Selbstgefühl, und kann sich ohne Freiheit niemals vollkommen darstellen. Doch diese Freiheit selbst ist nicht da wo sie so häufig und in der ganzen Vergangenheit gesucht ward, die Freiheit besteht nicht in der Abwesenheit alles Hemmenden. Dies ist nur das gepflügte aber unbesäete Feld derselben. Die Freiheit bedarf des Bodens und der Nahrung, des Pflanzens und der Pflege. Sie schießt weder gleich Pilsen aus der Erde, noch springt sie in voller Rüstung aus dem Haupte Jupiters; wenn auch der gerüstete Gedanke allein das Panier der Freiheit trägt, so kann doch dieser Gedanke selbst, nur durch die Macht der Sittlichkeit zum Bannerherrn erwählt werden.

Ich betrachte den **Wohlstand** als die erste und unumgänglichste Bedingung der Freiheit und Sittlichkeit. Man wende hier nicht ein, daß es sehr wohlstehende und doch dabei sehr unsittliche Menschen gibt. Dieser Einwand ist nur ein Beweis wie wenig man den Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft kennt. Die verschiednen Glieder derselben sind so innig mit einander verwachsen, wie die Glieder Eines Körpers; das Leiden des einen Theils muß nothwendig ein Leiden des andern, wenn auch ein verschiednes und somit eine Krankheit des ganzen Körpers hervorbringen.

Bei dem niederen Volke beleidigt die Unsittlichkeit nur unsere Sinne; sie zeigt sich ganz offen und verstößt darum nur gegen das ästhetische Gefühl, doch ohne es zu empören.

In den oberen Kreisen ist die Unsittlichkeit unter dem siebenfachen Schleier der Konvenienz versteckt, wo sie, in der täuschenden Maske des äußeren Anstandes, die Sittlichkeit *siebenfach* untergräbt. Was beim niederen Volk als Unsittlichkeit erscheint und vorzugsweise so genannt wird, zeigt sich nach oben als Unredlichkeit, als raffinirte Selbstsucht, als Heuchelei. Dort materielle Noth, äußeres Elend; hier Zerrissenheit, Lebensüberdruß, moralische Trägheit; dort *physische* Abspannung; hier *geistige*, Langeweile; dort Gemeinheit; hier Niedertracht. — Das sind

die beiden Pole der Gesellschaft. Und sie stehn sich so nothwendig gegenüber, sie stehn in solch inniger Wechselwirkung, daß man an ihnen das Gleichgewicht zwischen Unsittlichkeit und Unfreiheit vollendet sieht. Diese Thatsachen sind unleugbar, mag man auch die Ursachen verkennen.

Doch wir fragen gar nicht nach diesen Meinungen, wir fragen nur: sind die Thatsachen zu leugnen? Ist die Unsicherheit der Lebensstellungen zu leugnen und ist es möglich ohne Befriedigung unsrer ersten Bedürfnisse zu leben, geschweige denn anständig, sittlich zu leben? — Ich glaube, dies zu behaupten, wagt im neunzehnten Jahrhundert selbst der ärgste Zelote nicht mehr, der aus dem Elend die Tugend erwachsen sieht und daher das Elend zu einem Polizeigesetz machen möchte. — Wenn aber diese Thatsachen unleugbar sind, was berechtigt uns dann noch etwas weiter vom Menschen zu verlangen, als auf die Befriedigung jener ersten Forderungen bedacht zu sein; was berechtigt uns die Selbstsucht und Unsittlichkeit, die Heuchelei unsrer Zustände anzuklagen; was berechtigt uns mehr vom Menschen zu erwarten, als Unredlichkeit und Schurkerei? — Ist es daher vernünftig an die Liebe zu appelliren, müssen wir nicht vielmehr das Selbstgefühl herausfordern, ihm beweisen wie sehr es gefährdet ist, ihm beweisen, daß mit der Unterdrückung des Selbstgefühls

uns die Kraft geraubt iſt, uns ſelbſt dieſem Abgrund zu entziehn, der uns Alle, Alle in dieſer Unſicherheit umgibt. — Ohne Wohlſtand gibt es keine Freiheit, ohne Freiheit keine Sittlichkeit und ohne Sittlichkeit beruht das ganze Leben auf Anarchie.

Sittlichkeit iſt die harmoniſche Verbindung aller menſchlichen Forderungen. Auf ihrer Vereinigung ruht die ganze Entwicklung der Zukunft. Aber ſo gewiß das Glück nur aus ihr hervorgehn kann, ſo gewiß kann dieſe Verbindung ſelbſt nur die Folge eines allgemein geſicherten Wohlſtandes ſein. Und wenn die Liebe ſagt: „Dir gebührt dieſer Wohlſtand, weil ich mich wohlbefinde", ſagt die Gerechtigkeit: „ich fordere dieſen Wohlſtand, weil ich Dich darin ſehe."

Die Gegenwart fordert weder Liebe noch Mitleid; ſie fordert nur offene Augen. Das wachſende Elend ſoll dich nicht zum Mitleid ſtimmen, nicht der Noth ſoll die Liebe erwachſen; das Elend ſoll Dich nur wachrufen, deine Selbſtſucht ſoll ſich endlich ſelbſt in Gefahr erblicken. Dein eigner Wohlſtand iſt von allen Seiten bedroht; jemehr die Unſicherheit wächſt, deſtomehr iſt er dem Abgrund nahe und mit ihm der Boden deiner eignen Freiheit.

Nichts macht uns gleichgültiger, nichts verleidet uns die Liebe und das Mitleid mehr, als das ewige Fordern derſelben. Nichts ſtumpft das natürliche Gerechtigkeitsgefühl mehr ab, als die bisherige Me-

thode, die, um unſer Mitgefühl, unſre Menſchlichkeit zu wecken, uns ſyſtematiſch mit den Bildern des Elends umgab; die in der That aber nur unſern Abſcheu erregt, indem ſie uns die entwürdigte Natur des Menſchen vor Augen ſtellt, welche uns herabzieht, ſtatt uns zu erheben, die uns heuchleriſcher Weiſe dieſes Elend, dieſe Entwürdigung als eine Nothwendigkeit vorführt, der wir unſer chriſtliches Mitleid, gleich Broſamen von des Herrn Tiſche, zuwerfen ſollen.

Und welches andere Vorrecht hat denn die materielle Noth vor der geiſtigen, als daß ſie zunächſt Abhülfe verlangt? — Es gibt noch Grauſameres als Hunger! — Jener Gefangne, welcher als Opfer der Ueberzeugung, in einem ſchauervollen Kerker, tief unter den Wogen des Meers, mit ſeinen Brüdern dahinſchmachtete; Jeder einzeln angeſchmiedet; der alle ſeine geopferten Brüder unter Schauer und Qualen vor ſich verſchmachten ſah: dieſem Gefangnen ward ein härteres Loos als dem Darbenden. Und dieſe Qualen ſind die unſren, ſie ſind das getreue Bild unſres Lebens! Und dennoch ſind ſich die Wenigſten deſſelben bewußt: aufgewachſen in dieſem Kerker, gewöhnt an die brandenden Wogen einer feindſeligen Welt, einzeln angeſchmiedet an die Feſſeln der Selbſtſucht, opfern wir der gemeinſten Nothwendigkeit unſre theuerſten Intereſſen. — Wahr-

lich es muß uns zur That erwecken, wenn wir dieſen Raub unſrer höchſten Güter gewahren: die Zerſtörung unſres Selbſtgefühls: die Quelle unſrer Freiheit, unſrer Menſchenwürde, die einzige Waffe die uns vor Entwürdigung zu ſchützen vermag. Ohne Selbſtgefühl fällt der Menſch zurück in die Thierheit. Man entzieht ihm damit nicht nur einen Gott, man dringt ihm vielmehr einen Gott auf, der ihn knechtet, die ganze Welt nimmt für ihn dieſe despotiſche Geſtalt an.

Den Verluſt des Selbſtgefühls kann uns kein Gott erſetzen und es gibt keine höhere Pflicht als dieſes Gefühl in uns und Andren zu wecken; es kann nie genug erhoben werden; aus ihm ſtammt die Liebe, es allein vermag ſich zu ſteigern bis zur erhabenſten Selbſtverleugnung. Alle Propheten waren ahnende Verkünder dieſes Selbſtgefühls, mochten ſie es auch noch ſo entfernt vom Menſchen geglaubt haben. Wir aber, die wir uns deſſen deutlich bewußt ſind, wir Alle, Alle ohne Ausnahme ſind berufen dieſes Werk fortzuſetzen; wir ſind verpflichtet dies uns ſelbſt klar zu machen, auf die Quelle deſſelben hinzuweiſen, auf die Erſchaffung des Wohlſtandes, ohne welchen es kein Glück, keine Wohlfahrt gibt, auf jenes tägliche Brod, das wir ſo erfolglos und gleich einer unverdienten Gnade vom Himmel erflehen, während es in unſrer eignen Hand ruht, in dem redlichen Willen

es uns gegenseitig nicht mehr streitig zu machen. — Wir wollen daher nur die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe unsrer Tage herausfordern, sie soll uns selbst im Egoisten gestehn, daß man in diesem heuchlerischen und jesuitischen Treiben, in welches wir Alle verflochten sind, den menschlichen Scharfsinn und die menschliche Dummheit gleich sehr bewundern muß, welche es heute noch wagen, die Unsittlichkeit und Unfreiheit unsrer Verhältnisse einem andern Grunde zuzuschreiben, als den ökonomischen Fehlern der Gesellschaft.

III.

Was bringt uns zum Bewußtſein einer Wahrheit?

Der Kontraſt; der in den Zuſtänden ſichtbar gewordne und daher in die Sinne fallende Gegenſatz lehrt uns die Wahrheit erkennen.

Der, nur auf der Sinnenwelt ruhenden, heidniſchen Anſchauung folgte die chriſtliche oder geiſtige. — Ein großer Fortſchritt, aber nur ein Gegenſatz. Der ungelöſte Zwiſpalt zwiſchen Geiſt und Materie in der jüdiſchen wie in der heidniſchen Anſchauung erweckte einen Mittler zwiſchen beiden, zwiſchen Gott und Menſchen, d. h. einen Uebergang zwiſchen den beiden Weſenheiten des Menſchen, welche endlich ihre Einheit ahnend, ſich in Chriſtus einen Mittler d. h. eine ſittliche Vereinigung beider Gegenſätze ſymboliſch vor Augen ſtellte. — Eine neue Entwicklung, aber immer noch ein Gegenſatz zwiſchen Gott und Menſchen, ein Widerſpruch zwiſchen Geiſt und Materie.

Was brachte im Mittelalter die Menſchheit zur Ueberzeugung des päpſtlichen Unweſens?

Der Ablaß; die durch den Ablaß erlangte Vergebung der Sünden, mußte dem Bewußtſein lehren,

daß der höchſte Richter nicht mit Geld zu erkaufen ſei. — Abermalige Entwicklung durch die Reformazion. Kein menſchliches Weſen durfte ſich mehr zwiſchen den Menſchen und ſeinen Gott d. h. zwiſchen ihn und ſein Gewiſſen einmiſchen. Der chriſtliche Mittler war nur der Repräſentant zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Ueberzeugung. — Doch immer noch ein ungelöſter Gegenſatz, ein Zwieſpalt, deſſen andre Seite ſich in der franzöſiſchen Revoluzion offenbarte.

Was erzeugte die franzöſiſche Revoluzion?

Das Feudalweſen, die Knechtſchaft, die Leibeigenſchaft. — Die geſetzliche Ungleichheit ſchwand und die freie Konkurrenz erhob ihr Haupt. — Die Sinnen- und Geiſterwelt war erlöſt. Die ſich in den Zuſtänden offenbarende Wiſſenſchaftlichkeit war die nachhaltigſte Entwicklung. Die Menſchheit gewann durch ſie zum Erſtenmal einen ſicheren Boden. Das Leben hatte die Wiſſenſchaft und dieſe das Leben zum vollen Bewußtſein gebracht.

Alles wurde frei: Wiſſenſchaft, Kunſt, Induſtrie, Handel und Gewerbe.

Welche Entwicklung ſollte nun noch kommen, was fehlte der Menſchheit noch zur Freiheit, ſeit ſie ſich ſelbſt zu einem ſo mächtigen Schöpfer und zum Herrn aller Dinge gemacht hatte? — —

Alles frei und Alles geknechtet! — Was wurde frei? Die Idee! einzig und allein die Idee. Der Mensch wurde geknechteter, leibeigner denn je, denn alle Fortschritte, welche mit so viel Menschenopfer erkauft wurden, liegen vor ihm wie reizende Utopieen, unerreichbare Glückseligkeitsinseln, welche ihm die eigne Ohnmacht, den Kontrast mit der Wirklichkeit doppelt unerträglich machen.

IV.

Wem ſind unſre verderblichen Zuſtände zuzuſchreiben und von wem haben wir Hülfe zu erwarten?

Sind wir wohl berechtigt irgend ein beſtehendes Verhältniß, oder die Träger eines ſolchen, als die Urſache unſrer naturwidrigen Zuſtände anzuklagen? Iſt Religion, Politik, Staat, Geſetz, an ſich verwerflich? Es iſt ſchwerer gerecht zu ſein, als zu verwerfen, wo ſo viel Verwerfliches uns zur Empörung reizt. — Und dennoch müſſen wir den gerechten Zorn unterdrücken, wir müſſen geſtehn, daß weder Religion noch Politik das ſind, deſſen ſie unſer empörtes Gemüth ſo gerne beſchuldigen möchte. Und gerade dieſe Gerechtigkeitsliebe unſrer Tage, die einen ſo hartnäckigen Kampf gegen Religion und Politik hervorrief, gerade ſie iſt es, welche dieſes Verlangen an uns ſtellt. — Doch auch dieſer Kampf war gerecht und nothwendig, um das Beſtehende von den Schlacken zu reinigen, in welchen es bis zur Unkenntlichkeit verſenkt war. Ohne dieſe Negazion alles Beſtehenden hätten wir nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können, denn wer das Unrecht und die Lüge nicht aus tiefſter Seele gehaßt hat, vermag das Recht und die Wahrheit niemals zu lieben.

Unſre Aufgabe iſt daher das Rechte vom Unrechten ſtreng zu ſcheiden, denn es gibt nicht Ein Verhältniß, welches nicht dringend einer Umgeſtaltung bedürfte, während doch jeder Schritt vorwärts zu einem Rückſchritt werden muß, ſo lange wir nicht überall und in allen Theilen das Rechte erkannt haben. Wen müſſen wir demnach beſchuldigen, wenn wir die Wogen des Verderbniſſes immer näher heranſtürmen ſehn?

Uns ſelbſt, uns allein, die wir rath- und thatlos uns von den Fluthen umringen laſſen.

Ein Beiſpiel: Man fragt ſich verwundert: woher die wachſende Theurung nach wenigen unbedeutenden Mißerndten? Doch man tröſtet ſich ſchnell damit, daß wir ſchon ſchlimmere Zeiten gehabt und die Noth dennoch von ſelbſt vorüber ging.

Aber man täuſcht ſich über die Urſachen, die gerade umgekehrt waren. Wenn früher Theurung und Noth entſtand, kam ſie in Folge wirklichen Mangels, in Folge großer Mißerndten, Krieg und dergleichen. Woher aber jetzt, bei der Gewißheit hinlänglicher Lebensmittel, mitten im Frieden, mitten in der Ausdehnung des Handels und der Kommunikazionsmittel? Woher dieſe Noth vor der Theurung?

Wenn es wahr iſt, daß Amerika allein ſo viel Getraide und England allein ſo viel Induſtriewaaren liefert, daß alle fünf Welttheile mit Nahrung

und Kleidung versorgt werden könnten, woher kommt es dann, daß dennoch die Menschen Hungers sterben und in Lumpen einhergehn; woher kommt es dann, daß man von Uebervölkerung spricht? — Man fragt: woher das wachsende Elend, dem wachsenden Reichthum gegenüber? und die Antwort liegt schon in der Frage.

Die zügellose Herrschaft der Kapitalien muß bei dieser, dem Zufall und der Willkür überlassnen ökonomischen Ordnung, alle diese Verwirrung verursachen und es ist zu berechnen und es wurde bereits mit Zahlen und unwiderleglichen Thatsachen bewiesen, daß unter diesen Umständen, ohne alle Mißerndten, in kurzer Zeit eine völlige Zerstörung eintreten muß.

Das ganze Leben ist nur noch ein Hazardspiel. Diese Gewinnsucht, diese Betrügereien, diese Bankerotte, diese Ueberproduktion, diese Theurung, diese arbeitslosen Menschen, müssen rückwirkend dieselben Uebel wieder erzeugen, sie vertausendfachen. — Und man hofft noch auf den Messias! — Man faltet die Hände und wird wieder fromm! Das sicherste Zeichen der Rath- und Thatlosigkeit. Man hofft, man glaubt! Diese Hoffnung und dieser Glaube waren von jeher Folge der Verzweiflung.

Wir leben ganz im Zustand des Verfalls, wo man, statt die Ursachen des Uebels gründlich zu erforschen, Welt und Menschen verachtete, seine Zuflucht zum

lieben Gott und zum Himmel nahm und eine neue Religion ſtiftete, d. h. ſich reſignirte, ſich ſtillſchweigend in das ſcheinbar Unvermeidliche ergab und das Ungewitter über ſich hereinbrechen ließ. Man beſchuldigt die Reichen des Luxus, die Armen der Unſittlichkeit, der Faulheit; die ganze Geſellſchaft der Unzufriedenheit, der Neuerungsſucht, der Unordnung, der Selbſtſucht!

Man möchte verzweifeln über ſolche widerſprechende Beſchuldigungen; als ob nicht eins aus dem andern folgen müßte?! Blicken wir doch endlich einmal tiefer, faſſen wir doch die Dinge zuſammen; fragen wir doch ernſtlich und ohne Vorurtheil den Gang der Geſchichte, die Folgerichtigkeit aller Begebenheiten!

Aber auch hier begegnet man wieder den thörigſten Vorausſetzungen. — Woher kam zu allen Zeiten Noth und Elend und alle geſellſchaftlichen Uebel; woher kam zu allen Zeiten der Verfall der Geſellſchaft?

Hatten ſie unſre Induſtrie, unſern Handel, unſre Maſchinen, unſre Eiſenbahnen, unſre Dampfſchifffahrt; hatten ſie unſern Stand der Wiſſenſchaften, der Naturwiſſenſchaft, deren Beherrſchung der Naturprodukte allein uns zu Herrn der ganzen Erde macht?! — Man muß mehr als blind ſein, um jetzt noch einen ſolchen Verfall für möglich zu halten, um nicht zu ſehn, wie folgerichtig die ganze Vergangenheit nur dahin gearbeitet hat, dieſe feſtgeſchloſſne Macht herbeizuführen, die gleich dem Weltall ſich ſelbſt zu heben

und zu tragen vermag. Aber man muß auch mehr als blind ſein, um nicht zu ſehn, wie bis jetzt dieſe Macht nur zur Zerſtörung des Menſchen dient.

Doch es bedurfte dieſer Kontraſte, um die Menſchheit völlig zum Bewußtſein zu bringen, um den Gedanken derſelben ſeiner ſchwerfälligen, materiellen und am Boden klebenden Baſis zu entreißen; es bedurfte dieſer entwickelten Wiſſenſchaftlichkeit, gegenüber der maßloſen Unwiſſenheit; dieſer Gedankentiefe und dieſer Gedankenleere; dieſer Verſchwendung und dieſes Elends; dieſer Herzenserhebung und dieſes Kaltſinns; dieſes — durch die Lüfte Fliegen und dieſes am Boden Kriechen; dieſer ganzen beiſpielloſen Ordnung und Ziviliſazion und dieſer unerhörten Verwirrung und Rohheit — um zu zeigen, wie hoch wir uns zu erheben und wie tief wir zu ſinken vermögen!

Und nun fragen wir nochmals: von wem haben wir Hülfe zu erwarten, da alle Klaſſen der Geſellſchaft mit in die allgemeine Verwirrung verflochten ſind; Staatsmänner und Volksvertreter aller Art durch einſeitige Rathſchläge und Abänderungen nur den Knoten feſter zuziehn, ſo wie es überhaupt thörigt iſt, noch immer von einer beſondern Klaſſe, oder von Einzelnen das Heil der Menſchheit zu erwarten, da gerade das Unheil daraus hervorging, daß nicht Jeder in der Geſellſchaft ſeine Stimme geltend machen konnte, daraus: daß man den Geiſt immer bevormundete.

Von wem also? — Von uns selbst! Das Material liegt bereit, wir brauchen es nur zu ordnen. Alle, Alle müssen nunmehr unerschrocken und ohne Vorurtheil ans Werk, und rasch ans Werk; denn leugnen wir es uns nicht, eine gewaltsame Lösung steht vor der Thür, sie pocht bereits aller Orten und nur die stupideste Befangenheit kann ihren Zusammenhang verkennen.

Als in Rom Freiheit und Leben von der Entscheidung einer Wage abhing und Brennus noch sein Schwert zu den Gewichten warf; als die verzagenden Römer sich nunmehr ihrem Schicksal ergaben, da erschien der verbannte Camillus und rettete die Stadt vom Untergang. — Dieser verbannte und verkannte Camillus ist die Entschlossenheit, die sich einmal erhebend, alle Kräfte an sich zieht und alle Hemmnisse überwindet. Muth und Entschlossenheit bei Recht und Wahrheit, gewinnen nicht nur dadurch eine unbesiegbare Gewalt, daß sie das Rechte und Wahre wollen, vielmehr dadurch, daß sie das Nothwendige **ergreifen.**

Und nun erlauben Sie mir noch eine kurze Bemerkung über mein Erscheinen in diesem Kreise.

Ich weiß sehr wohl, daß es nicht nur ungewöhnlich ist, ich weiß, daß es großentheils mißbilligend aufgenommen wird, wenn eine Frau einen solchen Weg einschlägt. Und diese Mißbilligung beruht nicht nur auf leeren Vorurtheilen, diese Vortheile sind zum Theil sehr gegründet. Das ganze Leben steht der Frau feindlich gegenüber und es erfordert nicht nur moralischen Muth, es gehört Begeisterung für eine uns belebende Idee dazu, um allen Hemmnissen entgegen zu treten, welche in unsren Tagen Jedem, insbesondere aber einer Frau auf diesem Wege begegnen müssen. Ich verarge es daher keiner solchen, wenn sie sich scheu und unbekümmert in sich selbst zurückzieht.

Leider erkennen die Wenigsten die Bedeutung unsrer Zeit; selbst wohlunterrichtete Männer verkennen sie, wie sollte sie sich so leicht bei einem Geschlecht Eingang verschaffen, das durch Nothwendigkeit und Mißverstand stets dem Leben fremd blieb?!

Wie ergreifend aber diese Bedeutung Dem sein muß, welcher der Entwicklung unsrer Zustände bis in die innersten Theile folgt, dessen ganzes Wesen dem Kommenden, als der Erfüllung vieltausendjähriger Sehnsucht entgegenstrebt, und welcher in der

Ueberzeugung einer nahenden Löſung unſrer grellen Widerſprüche, in dieſes Jammerleben, in dieſe ſich Tag für Tag verfinſternde Gegenwart blickt — wie übermächtig Dieſen der Gedanke ergreifen muß, ſeine Ueberzeugung geltend zu machen — das begreift nur Der, den gleiche Empfindungen bewegen.

Und auch nur Dieſer wird gerecht ſein gegen eine Frau, welche der mahnenden Stimme der Ueberzeugung nicht länger zu widerſtehn vermag. — —

Seit der frühſten Jugend ſchien mir das Daſein nur eine Qual; ich ſah nichts darin als rohe, unzubändigende Triebe, die ſich blind bekämpften. Das Leben widerte mich an und nur der Tod ſchien mir für Alle Erlöſung. — Finſter und in mich gekehrt ſcheute ich den Umgang der Menſchen, die ich für beſſer hielt als mich, weil ſie heiterer, ſorgloſer waren. Und ich geſtehe, derſelbe Unwille, den ich gegen die Religion empfand, welche ich als die Haupturſache aller Verfinſterung betrachtete, denſelben bitteren Groll nährte ich gegen das männliche Geſchlecht, in welchem ich nur den Unterdrücker des weiblichen ſah.

Allmählich erwachte das Bewußtſein der Wahrheit in mir; ich forſchte nach dem Zuſammenhang der Dinge und erkannte wie die ganze Menſchheit bisher in einem rohen, bewußtloſen Drängen nach einem unbekannten Ziel begriffen, wie ſie in jedem Verhältniß ſich ſelbſt anfeindete, und wie nur Liſt oder

Gewalt einen kurzen Sieg davontrug; ich begriff wie vor Allem das weibliche Geſchlecht nothwendig ſo lange verkannt und unterdrückt bleiben mußte, indem das weibliche Weſen nur in wohlgeordneten, nur in wahrhaft ſittlichen Zuſtänden gedeihen kann, und nur dann erſt mehr als zufällige und äußere Anerkennung finden, nur dann erſt einen höheren Beruf erfaſſen wird — wenn das Geiſtige im Menſchen den Sieg errungen hat.

Alle Religionen des Alterthums haben das Weib ausgeſchloſſen; alle haben das ſittliche Prinzip der Geſellſchaft verkannt; alle Religionen wurden daher von einer anderen mit Krieg und Mord verdrängt. — Alle geſellſchaftlichen Einrichtungen haben unbedingt das weibliche Weſen dem männlichen nachgeſetzt; alle geſellſchaftlichen Einrichtungen wurden durch barbariſche Revoluzionen geſtürzt. —

Wir ſehn einer neuen Entwicklung entgegen, der umfaſſendſten, welche je die Geſellſchaft neu geſtaltete. Alle Theile derſelben harren einer Umgeſtaltung.

Welche Zukunft blüht dem weiblichen Geſchlecht, deſſen Eigenthümlichkeit noch nie in ihrer wahren Bedeutung für die Geſellſchaft erkannt wurde?

Nicht eher wird die Menſchheit einer harmoniſchen Fortentwicklung fähig werden, nicht eher werden jene rohen Triebe ſich läutern und edleren Empfindungen Raum geben, bis man allen Theilen der Geſell-

ſchaft das Recht geſtattet, ſich auszuſprechen, bis man auf alle Forderungen hört, und alle gegen einander abwägt!

Doch die Zeit des Prophezeihens, wie die Zeit ſchweigender Gleichgültigkeit gegen eigne Berechtigung iſt vorüber. Was Anerkennung verlangt, muß mit ſeinen Forderungen hervortreten, muß ſich durch die That derſelben würdig erweiſen.

Ich betrachte mein heutiges Erſcheinen in dieſem Kreiſe, ſo unbedeutend es auch in dieſem Augenblick ſein mag, als eine That. — Zum Erſtenmal ſpricht eine Frau ſich öffentlich über das aus, was ſie unter Gewiſſensfreiheit verſteht; ſie geht mit einem Beiſpiel voran, das ihr die Anfeindung engherziger und gleißneriſcher Naturen zuziehn wird. — Doch ich geſtehe, mir meines moraliſchen Werthes zu deutlich bewußt zu ſein, um ſolche fromme Horniſſen zu fürchten.

Der Entſchluß nur meiner Ueberzeugung zu leben und ihr jedes Opfer das ſie begehrt, zu bringen, iſt nicht der Entſchluß eines Augenblicks, nicht der einer flüchtigen Erhebung.

In mancher ernſten Stunde frug ich mich ſelbſt: Biſt du auch deiner gewiß, treibt dich kein irriges Gefühl, keine Eitelkeit; haſt du auch den Muth zu Ende zu führen, was du beginnſt? Eben ſo oft ſank dieſer Muth, wenn ich die Erbärmlichkeit der Menſchen gewahrte, ihr verkehrtes Urtheil, ihre Unfähigkeit den

allmächtigen Wahrheitstrieb zu würdigen. — Zu was ſich für dieſe opfern? ſagte ich mir dann; zu was zum Märtyrer werden, wo man deiner ſpotten, dich verleumden wird?! — Doch **das** iſt keine Ueberzeugung, die ſich jemals durch ſolche Einwendungen unterdrücken läßt; die der Anerkennung bedarf, um ſich geltend zu machen! Wer von einer erhebenden Idee erfaßt iſt, für den gibt es weder Schranken noch Opfer. Seine Ueberzeugung zu opfern, iſt allein Märtyrerthum für ihn, denn nur der lebt, welcher ſich ſelbſt lebt! Und wenn ich den Beruf in mir fühle, meine Ueberzeugung geltend zu machen, ſo glaube ich nur darum mich dazu berufen, weil ich mir bewußt bin, gegen Alle und Alles gerecht zu ſein, weil ich mir bewußt bin, daß gerade dieſe Wahrheitsliebe, dieſe Gerechtigkeitsliebe die Quelle des Gedankens iſt, der mich beſeelt.

Bayerische Staatsbibliothek

In demselben Verlage erschien vor Kurzem:

Der Mensch und sein Gott

in und außer dem Christenthum.

Von einem Weltlichen.

6 Bogen. 27 kr. = 8 Sgr.

Eine äußerst wichtige Schrift, die bereits großes Aufsehen erregt hat.

Der Hamburger Telegraph, die Mannheimer Abendzeitung, die Hanauer Zeitung, das Vaterland (Darmstadt), die katholische Kirchenreform (Berlin), Wislizenus' kirchliche Reform (Halle) u. a. Bl. haben bereits diesem Werkchen zum Theile sehr ausführliche, und alle sehr ehrende, Besprechungen gewidmet.

G. A. Wislizenus' kirchliche Reform (Sept. 1846) sagt u. A:

„Das Wesen des Büchleins ist, wie selten Eines, aus unserer Seele und gewiß aus der Seele von Tausenden geschrieben, in denen die Wahrheit nur des weckenden Wortes bedarf. — "

Lessing und Feuerbach,

oder

Auswahl aus

G. E. Lessing's theologischen Schriften

nebst

Originalbeiträgen und Belegstellen

aus

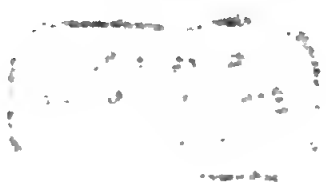
L. Feuerbach's Wesen des Christenthums.

Von

* * *

Preis 18 kr. = 6 Sgr.

Den Lesern des Werkchens: „der Mensch und sein Gott" sowie allen wahrhaft Aufgeklärten oder nach Aufklärung Strebenden wird die hier vorläufig angezeigte Schrift: „Lessing und Feuerbach" vom größten Interesse sein.



Auf Subscription erscheint.

Louis Blanc's
Geschichte der zehn Jahre 1830 — 1840.

Im Auszuge.

Vollständig in 12 Lieferungen zu 6 kr.
Das Ganze daher fl. 1. 12 kr. = 20 Sgr.
(Nicht fl. 1. 30 kr. = 1 Rthlr. wie früher angezeigt.)

Jeden Monat erscheinen 4 Lieferungen von ca. 3 Bogen jede, zu dem äußerst billigen Preis von nur

6 Kr.

Wegen alles Weiteren verweisen wir auf die 1. bis 4. Lieferung, welche in allen Buchhandlungen zur Einsicht offen liegen.

Offenbach a. M. 1847.

Gustav André,
Verlags-Buchhandlung.

In unterzeichnetem Verlage erscheint binnen Kurzem:

Jesus von Nazareth

von

Georg Lommel.

(Ungef. Preis 18 kr = 6 Sgr.)

Obiges neuestes Werk des rühmlichst bekannten Verfassers der Schriften: „Die Unitarier in Ostfranken, als Vorläufer der Deutschkatholiken", — „Johannes Huß" u. A. m. enthält die in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträge über das Leben Jesu vom rein-geschichtlichen Standpunkte.

Ein tiefes Studium der Geschichte sowie eine äußerst faßliche Darstellung verleiht diesem Werk einen bleibenden Werth

Den Standpunkt des Verfassers bezeichnet am Besten folgender Satz aus der Einleitung: „Der Geschichtschreiber kann das Geschehene nicht ungeschehen machen, er kann aber auch nicht sagen, daß geschehen sei, was nicht geschehen ist".

Offenbach a. M. 1847.

Gustav André,
Verlags-Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München